

*Von Lily Oliver ist bereits folgender Titel erschienen:*

Die Tage, die ich dir verspreche

*Über die Autorin:*

Als Kind wollte Lily Oliver Tierärztin werden und wurde dafür von ihrer Künstlerfamilie misstrauisch beäugt. Nach dem Studium stellte sie fest, dass sie zwar die Medizin liebte, nicht aber den Alltag in der Praxis. Also suchte sie etwas, bei dem sie ihre chronische Neugier und ihr Bedürfnis, alles auszuprobieren, besser ausleben konnte. So kam sie zum Schreiben, dem perfekten Beruf, weil er genauso gefühlvoll und vielseitig ist, wie sie es mag.

Mehr Informationen über Lily Oliver und ihre Bücher auf [www.lilyoliver.net](http://www.lilyoliver.net).



LILY OLIVER

*Träume, die ich  
uns stehle*

Roman



KNAUR\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe November 2017  
Knaur Taschenbuch  
© 2017 Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH  
Autoren- und Verlagsagentur, München.  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)  
Redaktion: Birgit Förster  
Covergestaltung: Nele Schütz Design, München  
Coverabbildung: Nele Schütz Design unter Verwendung  
von Shutterstock / Katerina Izotova  
Illustration im Innenteil: Mrs. Opossum / Shutterstock.com,  
Le Panda / Shutterstock.com  
Satz: Daniela Schulz, Puchheim  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51897-7

2 4 5 3 1

*Für meine Schwiegereltern.  
Danke für eure unermüdliche, liebevolle Unterstützung.*





# PROLOG



## Lara

Ich erzähle schon lange keine Geschichten mehr. Seit sie es mir verboten hat.

Aber in einer Nacht wie dieser fällt es mir besonders schwer. Dunkle Wolken hängen am Himmel, nur an einigen Stellen sind sie aufgerissen und geben den Blick auf die Sterne frei. Schneeflocken wirbeln um mich herum, sie dämpfen die Geräusche der nahen Großstadt und wispern mir im Fallen etwas zu.

*Sieh nur, was du angerichtet hast.*

Nein, das ist natürlich Quatsch. Es sind Schneeflocken, sie sprechen nicht. Wenn hier jemand redet, dann ich.

Ich schließe die Augen und lege den Kopf in den Nacken. Der Schnee schmilzt auf meinem Gesicht, läuft mir feucht über die Stirn. Ich wische ihn ab.

»Ist alles in Ordnung?« Eine junge Frau steht vor mir und sieht mich besorgt an.

»Ja, warum?«

Sie deutet auf meine Hände. Verwirrt strecke ich sie aus. Sie sind voller Blut.

Die junge Frau sagt irgendwas, aber ihre Stimme verliert sich zwischen den Schneeflocken. Ich starre immer noch auf das Blut auf meiner Haut. Wische mir noch einmal durchs Gesicht. Noch mehr Blut. Das kann doch nicht meins sein.

»Was ist passiert?«, frage ich. Schmerz erwacht hinter meiner Stirn. Nein, er war die ganze Zeit da. Aber jetzt frisst er sich tief in meinen Kopf, in meine Erinnerung, bis nichts mehr davon übrig ist.

»Du hast eine Platzwunde. Sieht übel aus.« Die junge Frau greift

behutsam nach meinem Arm und führt mich durch das Schneege-  
stöber. Schatten schälen sich aus der Dunkelheit, werden zu Gesich-  
tern, weißen Flächen am Rand meines Bewusstseins.

Ein Krankenwagen taucht vor uns auf. Menschen stehen darum  
herum, einer macht einen Schritt auf mich zu. Ein Sanitäter? Seine  
dunklen Haare sind tropfnass. Seine Lippen bewegen sich. Was sagt er?  
Ich schüttle den Kopf. Eine Decke fällt schwer auf meine Schultern.

»Wie heißt du?«, fragt die junge Frau.

»Lara«, antworte ich, selbst überrascht, dass mir sofort ein Name  
einfällt. Ist es auch wirklich meiner?

»Lara.« Es klingt freundlich. »Und wie alt bist du?«

»Neunzehn?« Glaube ich.

»Hier, setz dich. Ich versorge deine Wunde.«

Wie betäubt lasse ich mich von ihr auf eine Trage drücken. »Wie  
komme ich hierher?«

Sie deutet auf ein Auto auf der anderen Straßenseite. Kein Schnee  
liegt darauf, er schmilzt sofort. Was auch immer passiert ist, ist noch  
nicht lange her. »Ist das deins?«

Ich kneife die Augen zusammen. Eine silberne Limousine. Nagel-  
neu und ziemlich schlimm zugerichtet. »Noch nie gesehen.«

»Schon gut, das ist jetzt nicht wichtig«, sagt die nette junge Frau.  
Sie tupft an meiner Stirn herum. Ihre ruhigen, freundlichen Worte  
fallen um mich her zu Boden wie der Schnee, der immer noch vom  
Himmel kommt.

»Sollen wir irgendwen anrufen?«

Ich blinzle sie an. »Nein. Es ...« Ich runzle die Stirn. »Es ... gibt  
niemanden.« Das weiß ich ganz sicher. Nicht in meinem Kopf, son-  
dern in meinem Herzen. Es ist so leer wie meine Erinnerung.

Ich drehe mich noch mal nach dem Auto um. Auch das ist leer,  
der Fahrer vielleicht schon im Krankenhaus. Was ist nur passiert?

Die Härchen in meinem Nacken stellen sich auf.

Was habe ich getan?

# Thomas

Metall auf Asphalt.

Ein ekelhaftes Knirschen in meinem Kopf. Es gräbt sich in meine Gedanken, ätzt sich in meine Nervenenden, frisst alles auf. Die Wut, die Trauer und den Hass auf mich selbst.

Es tut mir so leid.

Zehn ziemlich dämliche Arten, draufzugehen.

Auto und Glatteis. Gewitter und Gratwanderung. Was waren die anderen?

Eine Sirene heult ohrenbetäubend.

*Wie sieht es aus?*

*Nicht gut.*

*Hält er durch?*

Ich hätte nein sagen sollen.

Nein, nein, nein, verdammt.

Zehn ziemlich dämliche Arten, draufzugehen.

Ich teste sie alle. So fühlt es sich an.

*Wag es ja nicht, einfach abzubauen, Alter.*

Ich gehe, Cem. Nein, ich fahre. Weit weg, für immer.

Knirschen vervielfältigt sich zu Schmerz. Schmerz ist alles.

Und dann nichts.



# KAPITEL 1

## *Lara*

Es war ein silbernes Auto ohne Fahrer. Sie haben mich gefragt, ob ich gefahren bin, aber ich habe keinen Führerschein.«

Ich erwarte, dass Martin überrascht die Augenbrauen hochzieht, stattdessen schiebt er sich nur die Brille wieder etwas höher auf die Nase und sieht mich mit seinem verständnisvollen Seelenklemptner-Blick an. Versteht er denn nicht, wie wichtig diese Info ist?

»Das bedeutet, ich kann gar nicht gefahren sein.«

Seit zwei Wochen komme ich zu ihm, zweimal die Woche, so, wie der Arzt es bei der Einlieferung in die Klinik verordnet hat. Trotzdem ist da nichts Vertrautes in Martins Gesicht, die Lachfältchen an seinen Augen überraschen mich jedes Mal wieder, genau wie das Grau, das sich an den Schläfen zwischen seine blonden Haare mogelt. Vielleicht liegt es auch an seinem Büro. Es ist irgendwie zu groß, die Worte haben darin zu viel Platz, und die Fensterfront lässt zu viel herein. Und hinaus. Zwei Fotos stehen auf seinem Schreibtisch. Das eine zeigt Martin Arm in Arm mit einem schwarzhaarigen Mann, von dem anderen grinst mir ein kleines Mädchen zahnlückig entgegen. Die Fotos wirken wie ein Versuch, etwas Wärme in den Raum zu bringen. Ein ziemlich armseliger, nutzloser Versuch. Ich schlinge mir die Arme um die Schultern.

»Was bedeutet es für dich, dass du keinen Führerschein hast?«, fragt Martin, ohne erkennen zu lassen, was er darüber denkt. Dabei muss er doch eine Meinung haben. Sicher wundert er sich, denkt vielleicht, ich hatte nicht genug Geld für die Fahrstunden.

»Na ja, es ist schon komisch für jemanden in meinem Alter. Klar hat man mit neunzehn normalerweise schon den Führerschein, die

anderen haben alle einen gemacht, nur ich nicht. Auf jeden Fall kann ich das Auto nicht gefahren sein. Es muss einen anderen Grund gehabt haben, dass ich dort war. Nur welchen?« Ich zermartete mir das Hirn. Wenn ich nur irgendwo in den Windungen meiner Gedanken die richtige Erinnerung finden könnte. Sie ist nicht gelöscht, das hat Martin mir erklärt. Ich kann nur nicht darauf zugreifen. Es macht mich wahnsinnig.

»So ein teures Auto überhaupt anzufassen, käme mir komisch vor, und es fahren? Nie im Leben. Ich glaube eher, dass ich dem Fahrer vors Auto gelaufen bin. Ich hoffe, ihm ist nichts passiert.« Ich sehe Martin bittend an, aber er schüttelt wie immer den Kopf. Natürlich dürfen sie mir nichts über den Fahrer sagen. Datenschutz. »Ich verstehe das ja«, rede ich weiter. »Aber es würde die Sache für mich einfacher machen, wenn ich wüsste, dass es ihm gutgeht.«

Ich krampfe die Hände in meinem Schoß zusammen. Was, wenn sie mir nur nichts sagen, weil er tot ist, und sie mich nicht damit belasten wollen? Das Auto war wirklich schlimm zugerichtet. Unfassbar, wie kaputt ein nagelneues Auto aussehen kann. Mühsam halte ich die Tränen zurück. Aber die Worte kann ich nicht zurückhalten. Sie fließen einfach aus mir heraus. Wie gestern und am Tag davor. »Es muss doch einen Grund haben, dass ich dort auf der Straße war, gerade als der Unfall passiert ist«, flüstere ich. »Vielleicht wollte ich noch schnell irgendwas einkaufen. Es ist doch die Straße mit der Tankstelle.«

Ich weiß, dass Martin mir helfen möchte, deswegen lässt er mich reden. Er hat es mir erklärt. Er will mir nichts einreden, will das, was ich sage, nicht bewerten, sondern mir die Gelegenheit geben, es selbst zu tun. Aber das macht das Chaos in meinem Kopf noch größer und die Worte, die aus mir heraussprudeln, noch drängender.

»Unsere Zeit ist bald um«, erinnert Martin mich freundlich. »Wie wäre es, wenn wir ...?«

»Es war bestimmt etwas Dringendes, sonst wäre ich ja nicht im Pyjama rausgegangen«, sage ich schnell. »Aber man merkt sowieso nicht, dass es ein Pyjama ist.« An der schwarzen Hose nicht und auch nicht an dem rosa Oberteil. Es könnten auch normale Anziesachen sein. »Deswegen habe ich mich wohl nicht umgezogen. Wenn ich mich nur erinnern könnte, was ich kaufen wollte. Man geht doch nicht einfach so zur Tankstelle. Wahrscheinlich war es so dringend, dass ich nicht auf den Verkehr geachtet habe, und der Fahrer wollte bestimmt tanken. Er hat versucht zu bremsen, und weil es so glatt war, ist er weggerutscht und in die Altglascontainer gekracht. Das klingt doch logisch, oder?« Ich suche in meinem Kopf nach Hinweisen, dass es wirklich so gewesen sein könnte. Aber da ist nichts, nur Leere. Schwarze, klebrige Leere, in der meine Erinnerungen feststecken wie in heißem Teer. »Aber ich laufe doch nicht einfach so auf die Straße. Das habe ich noch nie gemacht.« Selbst nachts, wenn keiner da ist, bleibe ich an jeder roten Ampel stehen. »Vielleicht war der Fahrer auch abgelenkt. Was, wenn er gerade auf sein Handy geschaut hat? Er hat mich angefahren und ist dann in die Altglascontainer gekracht.«

»Es tut mir leid, Lara, aber unsere Zeit ist gleich um.«

»Dann wäre nicht ich schuld, sondern er.« Ich starre Martin an. »Vielleicht war ja auch noch jemand Drittes da, oder niemand ist schuld, irgendetwas ist aufgeblitzt und hat den Fahrer abgelenkt, so dass er mich gestreift hat.« Mein Atem klingt laut in meinen Ohren. »Ich will einfach nur wissen, warum es gerade mich erwischt hat. Es muss einen Grund haben, dass ich um diese Uhrzeit im Pyjama an der Straße stand. Alles hat einen Grund. Ich muss ihn nur finden, Martin.« Meine Worte hallen in dem viel zu großen Zimmer wider. »Ich bin kurz davor, mich zu erinnern. Das spüre ich. Irgendwo in meinem Kopf ist alles da, ich muss nur ...«

»Lara.« Martins ruhige Stimme reißt mich aus dem Redeschwall. »Merkst du, dass es wieder passiert?«, fragt er sanft.

Ich mustere sein Gesicht, suche nach Anzeichen von Wut. Aber nein, er ist noch nie wütend geworden. Er nicht. Noch nicht. »Was soll ich merken?«, frage ich vorsichtig.

»Denk darüber nach, was du gerade machst.«

»Ich ... rede?« Ich suche in seinem Gesicht nach Bestätigung und finde keine. »Das soll man doch. Das mache ich immer so.« Wenn in meinem Kopf Chaos ausbricht, dann muss ich so lange reden, bis dort wieder Ruhe herrscht. Seit meiner Kindheit mache ich das so. Meine Mutter hat es gehasst. »So kriege ich meine Gedanken in den Griff.«

Martin sieht mich prüfend an. »Wirklich?«

Meine Wangen werden heiß. Ich denke daran, wie lange ich schon versuche, meine wenigen Erinnerungen an die Unfallnacht zu sortieren. Zwei Wochen. Besonders weit bin ich noch nicht gekommen. »Manchmal dauert es eben etwas länger.«

Martin kommentiert es nicht weiter. »Wie fühlst du dich, wenn du so unkontrolliert redest wie gerade eben?«

»Ich ... ich weiß nicht.«

»Versuch mal, in dich reinzuspüren. Tut dir der Magen weh, rast dein Herz? Ist dir vielleicht schwindelig?«

»Wozu?«

»Das sind Anzeichen, auf die du achten kannst, um herauszufinden, wie du dich fühlst. Angst, Verzweiflung, Verwirrung ... das wären einige Möglichkeiten.« Er sieht mich abwartend an.

»Du denkst, ich rede, weil ich mich schlecht fühle?«

»Das ist Teil deiner Krankheit. Du redest, um deine Gefühle zu übertönen.« Er schiebt sich die Brille wieder etwas höher. »Versuch mal, dich daran zu erinnern, wie oft sich deine Krankheit vor dem Unfall so geäußert hat.«

Ich zucke mit den Schultern. »Weiß nicht.« Natürlich weiß ich es, aber ich will es nicht sagen. Mehrmals pro Woche, nein, mehrmals am Tag. »Auf jeden Fall nicht so oft wie jetzt.«

»Könnte es sein, dass du dich gerade besonders schlecht fühlst wegen des Unfalls und weil du dich kaum daran erinnerst? Und deshalb kannst du im Moment gar nicht mehr aufhören zu reden?«

Ich schlucke schwer. Natürlich fühle ich mich schlecht. Ich hatte einen Unfall. Eine hübsche Platzwunde ziert meine Stirn. Fünf Stiche. Und ich weiß fast gar nichts mehr.

Trotzdem. Was er da sagt, ist Blödsinn. »Ich muss darüber reden, um herauszufinden, was passiert ist, das hilft mir beim Nachdenken. Wenn ich nur wüsste, warum ich zur Tankstelle wollte ...«

»Lara.« Er plaziert es ruhig und unüberwindlich wie einen Staudamm vor meine Worte. »Lass mich dir zeigen, wie ...«

»Nein, du hast doch gesagt, wir haben nicht mehr viel Zeit, und das mit der Tankstelle ...«

»Ja, gerade deshalb.«

»Ich bin so kurz davor, mich zu erinnern, was genau geschehen ist. Bitte, lass mich bleiben, bis ich es wieder weiß. Nur noch zehn Minuten, ich bin ganz sicher.«

Er lässt nichts durchblicken, kein Mitleid, keinen Ärger. Nur Ruhe und Freundlichkeit. »Mein nächster Patient wartet schon. Es wäre nicht fair, das verstehst du doch? Wir haben aber noch drei Minuten, da könnte ich dir noch erklären, wie ...«

Ich rutsche nach vorn, auf die Kante der Couch, bis ich fast herunterfalle. »Ich sehe es jetzt vor mir, das Auto. Ich war dort, weil ich etwas kaufen wollte, bitte, ich bin zum ersten Mal so weit gekommen ...«

Martin schüttelt den Kopf. »Gestern haben wir an der gleichen Stelle aufgehört.«

Ich starre ihn an. »Aber da wusste ich das mit dem Pyjama noch nicht.«

»Der mit dem rosa Oberteil?«, fragt er.

Ich beiße mir auf die Lippen. Weiß genauso gut wie er, dass ich das nicht laut gesagt habe. Nicht heute. »Bitte, ich will doch nur reden ...«

»Du solltest lernen, deinen Redefluss zu stoppen, damit wir an deiner Krankheit arbeiten können.«

Er sagt es, als ob er wüsste, was ich habe. Aber niemand weiß das. Nur dass ich zu viel Quatsch und dass das nicht normal ist, das wissen sie.

*Sie ist nicht normal. Sie kann nicht aufhören zu reden.*

Die Worte meiner Mutter treiben auf der schwarzen Leere in mir.

»Bitte, lass mich reden«, flüstere ich. Meine Augen brennen. »Ich muss doch den Grund finden.«

»Unsere nächste Einzelsitzung ist nächste Woche, aber morgen Vormittag in der Gruppenstunde sehen wir uns ja auch.«

Ich nicke nur, nehme es kaum wahr. Stattdessen frage ich mich, ob die Bäume vor dem Fenster so ähnlich aussehen wie die bei der Tankstelle.

»Bitte denk bis morgen darüber nach, ja?« Martin steht auf, um mich zur Tür zu begleiten.

Mühsam reiße ich mich vom Anblick der Bäume los. »Über was?«

»Die Skills«, antwortet er. »Ich habe dir erklärt, dass ich mit dir ein paar Skills üben möchte.«

»Nein, hast du nicht.«

Er sieht mich merkwürdig an, dann lächelt er. »Okay, es ist vielleicht besser, wenn wir das nächste Woche in Ruhe besprechen.«

»Nächste Woche?« Wie grausam das klingt, so unendlich weit weg.

»Es wäre sicherlich hilfreich, wenn du dich bis dahin auf die aktuellen Übungen aus der Achtsamkeitsgruppe konzentrieren würdest: Gefühle spüren und erkennen. Und wenn es dir schlecht geht, kannst du jederzeit zu uns kommen, auch nachts. Es ist immer jemand auf der Station, Lara.«

Immer. Wenn ich nicht mehr nur reden will, sondern auch bereit bin zuzuhören, meint er wohl. Er winkt mich höflich durch die Tür.

Dort wartet schon Leon, sein nächster Patient. Er steht auf, aber Martin sagt ihm, dass er noch ein paar Minuten braucht, und verschwindet wieder in seinem Büro.

Ich lächle Leon an. Er lächelt gequält zurück.

Ich wickle mir eine Haarsträhne um den Finger. Manchmal hilft das, wenn ich es langsam mache. Ich schaue mir die Strähne an, nehme die braune Farbe wahr. Glänzend Kastanienbraun. So dunkel. Unnatürlich. Aber darüber nachzudenken, kann die Worte nicht in Schach halten. »Vielleicht ist das ja der Schlüssel«, sage ich zu Leon. »Ich habe so viele andere Oberteile, warum gerade das?« Ich sehe Leon an, als könnte er mir die Antwort darauf geben, warum ich an jenem Tag gerade das rosa Oberteil aus dem Schrank geholt habe. Oder aus dem Bett. Ich erinnere mich nicht mehr. Ich sehe Leon wieder an, der mich jetzt besorgt mustert. »Vielleicht hat die Farbe Rosa mich an dem Tag einfach angesprochen. Aber irgendwie bin ich sicher, dass ich mit Absicht genau das ausgesucht habe. Ich hätte doch sonst das Nachthemd mit dem Kolibri genommen. Das ist mein Lieblingsteil.«

Hinter mir öffnet sich die Tür, und Leon springt erleichtert auf, um zu Martin ins Zimmer zu gehen. Ich überlege, ihm zu folgen und Martin dazu zu überreden, dass er sich anhört, was aus mir herausprudeln will. Doch Leon braucht Martin genauso wie ich. Es wäre nicht richtig, ihm seine Zeit zu stehlen, also halte ich mich zurück.

Martins Tür schließt sich hinter ihm, und ich starre noch eine Weile verzweifelt darauf. Wenn ich doch nur mit ihr sprechen könnte. Mit einem Stück totem Holz. Dann wäre alles so viel leichter.

## KAPITEL 2



### *Thomas*

Ich trete in die Pedale. Durch ein weites Tal schraube ich mich rauf. Schroffe, weiße Stille dehnt sich vor mir aus. Endlos.

Schau nicht nach vorn, sondern auf den Trail. Denk immer nur an den nächsten Tritt.

Eiskaltes Wasser spritzt auf meine Haut. Ein reißender Fluss tobt plötzlich hinter mir. Das Tal ist verschwunden. Über mir türmt sich ein unbekannter Berg auf. Sein Gipfel hängt im Nebel.

Wo zum Teufel bin ich?

Ein Weg teilt sich vor mir. Ich muss mich entscheiden: hoch oder runter. Ein Zurück gibt es nicht, so viel ist sicher.

Natürlich will ich rauf. Aber je höher ich komme, desto lauter klappert und brummt es aus dem Nebel. Seltsam. Auf dem Gipfel sollte es leise sein.

Ich lege einen Zahn zu. Muss wissen, was da los ist.

Piep. Piep. Piep.

Stechende Töne durchschneiden die Luft. Ich verreiße den Lenker, fast stürze ich in eine Schlucht. Was ist das für ein ekelhaftes Geräusch? Ich halte mir die Ohren zu. Hebe den Kopf.

Über mir kreisen Vögel. Sicher die hässlichsten, die ich je gesehen habe. Schwarze Federn, krumme Schnäbel, lange gebogene Hälse. Mit einem gemeinen Funkeln in den Augen stoßen sie auf mich runter. Sie wollen mich nach unten treiben. Jetzt bin ich sicher, dass ich rauf muss. Ich trete fester.

Gegen das Picken der Vögel, gegen den stechenden Schmerz, gegen die Stimme, die durch den Nebel wabert.

*Warum kannst du nie aufgeben?*



## KAPITEL 3

### *Lara*

*Sie ist nicht normal.*

Ich will die Erinnerung an meine Mutter tief in mir vergraben, aber sie ploppt auf wie eine leere Plastikflasche, die immer wieder nach oben schwimmt, egal, wie tief man sie unter Wasser drückt. Wenn doch die Erinnerung an den Unfall auch so einfach zurückkommen würde.

Ich schleiche durch die langen, hohen Krankenhausflure, biege um die Ecke mit dem Trinkwasserspender in der Nähe eines Wartebereichs. Mein Blick fällt durch eines der riesigen Fenster hinaus in den Garten. Eine Krankenschwester spiegelt sich im Glas. Schnell drehe ich mich zu ihr um.

»Hallo Antonia«, beginne ich und lächle sie an, in der Hoffnung, dass sie stehen bleibt.

Sie nickt mir nur zu und hastet dann weiter. Niemand hat Zeit. Aber ich muss reden, sonst finde ich nie heraus, was die dunkle Leere in mir bedeutet. Als unsere Stationsärztin mir entgegenkommt, will ich mich ihr am liebsten in den Weg werfen. Na, das wäre ja ein Schauspiel, wenn ich das wirklich machen würde. Unwillkürlich sehe ich es vor mir und muss lachen. So sehr, dass ich kein Wort herausbringe. Aus dem Wartebereich mustern mich misstrauische Blicke. Ich räuspere mich. Das hier muss ein Ende haben. Ich bin in der Psychiatrie, aber das ist kein Grund, wahnsinnig lachend durch die Gänge zu latschen, um die richtige Atmosphäre für die Besucher zu schaffen.

Ich reiße mich zusammen und gehe ganz gesittet in mein Zimmer. Anders als in Martins Büro ist es hier warm, aber nicht viel

heimeliger. Die drei Betten sind zwar aus Holz, nicht aus Edelstahl wie auf der Geschlossenen, trotzdem strahlen sie die typische Krankenhausatmosphäre aus. Daran ändert auch der fröhliche rote Läufer auf dem Boden nichts, der perfekt zu den roten Deckchen auf den Nachttischen passt. Drei kleine Schreibtische sind zwischen die Betten gequetscht, einer davon ist verwaist, einer gehört mir, einer Olesja. Aber sie ist nicht da – wie so oft. Wahrscheinlich ist sie wieder mit ihrem Handy in der Klinik unterwegs, um irgendwelche Leute zu fragen, ob sie sie für ihren YouTube-Channel interviewen darf. Dabei ist sie nicht besonders wählerisch, sondern nimmt jeden, der nicht schnell genug wegläuft. Patienten, Besucher und Personal. Genau wie ich. Nur dass die Leute bei ihr ja sagen. Ich bewundere, wie sie das schafft. Immerhin redet sie fast so viel wie ich, nur auf Ukrainisch, so dass ich keine Ahnung habe, was sie den Leuten eigentlich erzählt. Aber sie hat so eine Art, so ein Lächeln, dem man einfach nicht widerstehen kann. Alle, die sie fragt, machen mit.

Fast alle.

Mein Blick fällt auf das Mikro neben ihrem Laptop. Als Olesja vor ein paar Tagen neu zu mir ins Zimmer gekommen ist, hat sie mich gleich auf den Stuhl gedrückt und wollte, dass ich etwas sage. Ich hätte ihr gern den Gefallen getan, weil ich ja sowieso immer rede, aber so funktioniert das nicht. Die Worte kommen, wann sie wollen. Und damals wollten sie nicht. Insgeheim war ich froh, denn der Gedanke, dass ihre unzähligen Follower mein verrücktes Geplätscher hören, gefällt mir gar nicht.

Jetzt allerdings, da die Worte in mir nach oben drängeln, ist das Mikro doch verlockend. Aber lebloses Metall hilft genauso wenig wie totes Holz. Ich weiß nicht mal, warum. Ich brauche menschliche Ohren, die meine Worte auffangen. Sonst stauen sie sich weiter in mir und verkleben meinen Geist, bis in meinen Gehirnwindungen nichts anderes mehr Platz hat.

Ich greife nach meinem Smartphone, rufe den Browser auf und checke meine E-Mails. Wie immer quillt mein Postfach über. Lauter Benachrichtigungen über neue Artikel auf den Blogs, die ich abonniert habe. »Einmal um die Welt, ganz ohne Geld – vier Studenten mogeln sich durch.« Oder »Die spektakulärsten Gefängnisausbrüche und wie du sie nachmachen kannst, wenn du mal in die Verlegenheit kommst«.

Ein wackeliges Grinsen entkommt mir.

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Eigentlich kann man so viele Blogs gar nicht regelmäßig lesen. Es ist Wahnsinn, so viele zu abonnieren. Aber ich brauche jeden einzelnen. Vor allem nachts.

Ich lese weiter, auf der Suche nach etwas, das mich wirklich ablenken kann. Da. Mein Magen macht einen Satz. Ein neuer Artikel auf einem meiner absoluten Lieblingsblogs. »Schlaue Vögel und ihr Weg zur Weltherrschaft«. Und es geht sogar um den Kolibri, meinen Lieblingsvogel. Er ist das schnellste Wirbeltier der Welt, gemessen an seiner Körpergröße. Im Flug kann er die Richtung wechseln. Es ist fast unmöglich, ihn zu erwischen.

Ich rufe den Artikel auf, aber es ist zu spät. Lesen hilft nicht mehr. Eigentlich habe ich das schon vorher gewusst. Es hat noch nie richtig geholfen. Nicht, wenn die Worte schon da sind. Sie wälzen alles nieder, sogar den flinken Kolibri.

Mit zitternden Fingern rufe ich YouTube auf. Olesja hat mir ein Video per WhatsApp geschickt. Ich klicke es an. Ein ukrainischer Redeschwall hält meine eigenen Worte kurzfristig in Schach. Olesjas hübsches Gesicht mit den riesigen wasserblauen Augen kippt von einer Seite ins Bild, wobei ihre schwarzen Haare heftig hin und her schwingen. Dann ist sie weg, und ein junger Kerl in Krankenpflegermontur steht etwas verloren vor der Kamera. Sie hat ihn wohl auf irgendeinem Flur erwischt, vielleicht auf dem Weg zur Kantine.

»Äh«, macht er und fährt sich verlegen durch die dunkelblonden Haare. »Also ... Ich bin Till, 22 Jahre alt und Alleinherrscher auf

meiner Station.« Er grinst, als wäre er selbst überrascht von seinem eigenen Mut. Oder vielleicht denkt er auch nur, dass sowieso niemand von den Zuschauern versteht, was er sagt. Es ist ja nicht so, als könnte Olesja es übersetzen. Gegen meinen Willen muss ich grinsen. Wirklich total sinnvoll, dieser YouTube-Channel. »Natürlich nur Spaß«, sagt Till gerade. »Aber immerhin bin ich hier drinnen Alleinherrscher, und das kann ja auch nicht jeder von sich behaupten.« Er tippt sich mit dem Finger gegen die Stirn. »Bei uns ist immer was los, ständig geht irgendwo ein Alarm, und wir rennen dauernd von einem Ende der Station zum anderen. Da braucht man keinen Sport mehr, das sage ich euch. Was wir hier vor allem brauchen, ist Gelassenheit, und dafür habe ich ein ganz spezielles Rezept.« Er schließt die Augen und führt irgendwelche Bewegungen mit den Händen vor. Er will auch noch was sagen, aber ein ukrainischer Redeschwall hindert ihn daran. Oder ist es die Stimme meiner Mutter? Sie mischt sich ein, so dass ich nicht mehr weiß, ob Olesja in meinem Kopf redet oder sie. Ich seufze. Es wäre tatsächlich nicht schlecht, mal wieder für eine Weile Alleinherrscher in meinem Kopf zu sein. Aber hey, wer ist das schon?

Mein Handy piepst. Ich klicke YouTube weg, fahre über das Display, das sich merkwürdig uneben anfühlt, dafür, dass es so teuer war.

– Wo steckst du?

Ich runzle die Stirn. Sina. Kenne ich den Namen? Ja, muss ich. Schließlich schreibt sie mir auf mein Handy, da muss ich ihr wohl meine Nummer gegeben haben. Aber ihr Name liegt mir schwer im Magen und dehnt sich dort unangenehm aus, bis mir fast schlecht wird. Wenn ich nur wüsste, warum.

– Im Krankenhaus, tippe ich.

Sofort kommt die Antwort, als hätte sie darauf gewartet. Gruselig, hat sie nichts anderes zu tun?

– O nein, was ist passiert?

Meine Finger schweben über dem Display in der Luft. Ich weiß es nicht, aber das will ich ihr nicht auf die Nase binden.

*Pass auf, wem du dich anvertraust.*

Ich kann mir nicht erklären, woher dieser Satz plötzlich kommt, aber ich habe ihn ganz deutlich im Ohr. Als hätte das jemand gesagt, dem ich nahestand.

Ohne zu antworten, lege ich das Handy weg.

Schließlich weiß ich gar nicht, ob ich diese Sina kenne. Ich bin mir nicht mal ganz sicher, ob das hier wirklich mein Handy ist. Es ist bestimmt besser, ich antworte ihr nicht.

Das Quietschen der Zimmertür lässt mich auffahren. Die Putzfrau schiebt ihren Wagen ins Zimmer. Als sie mich sieht, weiten sich ihre Augen kaum merklich. Sie will mir offensichtlich auch nicht zuhören. Oder vielleicht ist sie immer noch traumatisiert von Olesjas Versuch, sie auf ihrem Channel vorzustellen. Ja, eindeutig. Sie umklammert ihren Wischmopp, als hätte sie Angst, dass ich ihn ihr auch entreiße, und senkt vielsagend den Kopf. Ich will Rücksicht nehmen, wirklich. Aber die Worte schwappen einfach über, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

»Die Polizei hat gesagt, dass ich Lara bin. Sie haben Papiere gefunden, von denen sie denken, dass sie mir gehören. Ich bin nicht sicher, ob es meine sind, aber warum sollte ich die Sachen von jemand anderem haben? Ich erinnere mich nur noch an so wenige Bruchstücke. Obwohl ich schon glaube, dass Lara mein Name ist. Trotzdem habe ich die Ärzte gebeten, niemanden darüber zu informieren, dass ich hier bin. Ich will erst selbst wieder wissen, wer ich bin, bevor jemand anders mich sieht und es mir sagt. Klingt das total bescheuert?«

Die Putzfrau seufzt. Sie tut mir leid, warum musste sie gerade jetzt reinkommen, da alles noch dringender herausmuss als sonst? Sie fängt an, den Boden zu wischen. Mit Nachdruck.

Ich schüttle den Kopf, als würden die wirren Gedanken dann

endlich an den richtigen Platz fallen. »Aber die Lara auf dem Passfoto. Sie hat auch eine andere Haarfarbe als ich. Sie wirkt ein bisschen fremd. Meine Haare sind braun, und ich kann mich wirklich nicht daran erinnern, dass sie jemals blond waren.«

Die Putzfrau brummelt etwas in ihren nicht vorhandenen Bart und wischt schneller. Was leider nur dazu führt, dass ich schneller rede. Je mehr aus mir heraussprudelt, desto mehr kommt nach.

»Und vor allem ...«, fahre ich fort, »die Lara auf dem Ausweis ist einundzwanzig Jahre alt. Ich ... ich bin neunzehn. Das weiß ich genau. Und wenn ich wirklich sie bin, dann bedeutet das ...« Nein. Ich will es nicht aussprechen. Doch ich bin machtlos dagegen, es bricht einfach aus mir hervor. »Es bedeutet, dass ich zwei Jahre verloren habe.« Ich habe sie einfach komplett vergessen. Wie kann man nur so dämlich sein? »Wieso habe ich nicht besser aufgepasst? Das Auto hat mich sicher auch erwischt, weil ich nicht aufgepasst habe.« Ich will aufhören, aber ich kann nicht. Nicht jetzt, mittendrin.

*Sie ist nicht normal. Sie kann nicht aufhören zu plappern, merkst du das nicht?*

Ich rede noch mehr und noch lauter auf die Putzfrau ein, während die schrille Stimme meiner Mutter mir das Gehirn verätzt.

*Sie ist krank. Oder dumm. Oder beides. Lass mich bloß nicht mit ihr allein.*

Die Tür fällt ins Schloss. Ein paar letzte Worte fallen in die Einsamkeit meines Zimmers. Dann versiegt der Strom, hängt hinter meiner Zunge wie riesige Wassermassen hinter einem maroden Staudamm. Ich ringe nach Luft, aber das macht den Druck des Ungesagten auf meiner Lunge nur noch schlimmer. Es kratzt, als wäre ich erkältet, ich will husten, aber ich weiß, dass es nichts bringt. Ich springe auf, wandere im Zimmer umher. Meine Mutter redet immer noch.

*Sie ist nicht normal. Lass mich bloß nicht mit ihr allein.*

Ich haste zur Tür, reiße sie auf. Jemand muss mir einfach zuhören. Ein dunkelbrauner Schopf verschwindet um eine Ecke des

Flurs. Ich überlege, ihm nachzulaufen, aber das fühlt sich falsch an. Richtig falsch. Dann ist der Flur leer, hinter der Ecke, um die der Mann verschwunden ist, lauert die Dunkelheit.

Also doch ins Zimmer zurück? Nein. Verzweifelt renne ich los, folge dem Licht der Neonröhren in die andere Richtung, weg von der Ecke, in die düsteren Gänge der Klinik hinein.

Meine Mutter hatte recht. Ich bin krank. Oder dumm. Oder beides. Wie könnte ich sonst zwei ganze Jahre verlieren?